

Zum Geleit

Liebe Freunde und Wohltäter des Hauses Königstein!

Die vergangenen zwei Jahre waren für das „Haus Königstein“ wegen der Corona-Pandemie nicht leicht. Wir trauerten um tote Freunde und Wohltäter, mussten die Studien- und Wallfahrten absagen und konnten uns nicht zu unseren Tagen der offenen Tür treffen. Dann kam der Krieg in der Ukraine und die Problematik der Energieschwierigkeiten und nun sind wir seit dem 12. Juni schmerzlich betroffen, dass unser Zweiter Vorsitzender, Professor Dr. Adolf Hampel, nicht mehr unter uns weilt. Er war wohl der letzte Dozent der Königsteiner Philosophisch-Theologischen Hochschule und war ein echter Königsteiner, der das Königsteiner Ostanliegen buchstäblich bis zu seinem Tode vertrat.

Seine Vorträge in vielen Ländern Osteuropas, seine Studienfahrten, Artikel und Gestaltungen von Resolutionen, seine Aufrufe zu Hilfsprojekten und Interviews in verschiedenen Sprachen hatten ihn und das Haus Königstein bekanntgemacht. Er informierte in Kasan an der Wolga die Tataren über die Vertreibung der Deutschen und war noch im Rollstuhl in Moskau zu einem Rundfunk-Interview, in dem das Hauptthema die Sudetendeutschen waren. Er begrüßte es noch wenige Wochen vor seinem Tod, dass wir vom 4. bis 10. Juli (endlich) unsere lange geplante, aber leider wegen Corona stornierte Wienfahrt durchführen und bedauerte, nicht dabei sein zu können.

Die würdevolle Trauerfeier für ihn am 25. Juni in Hungen zeigte, dass er mehr als ein Ehrenbürger von Hungen war.

Sie finden in diesem Heft außer Würdigungen für Prof. Adolf Hampel und seinen Freund, den moldawischen Schriftsteller Ion Druță, sicher einige Beiträge von Interesse, wie über die Republik Moldawien, deren Kultur und Sprache Stalin vom rumänischen Ursprung lösen wollte. Auch über die Orden der Dominikaner und Piaristen in Böhmen, Mähren und Schlesien berichten wir. Dank gebührt unserem Ersten Vorsitzenden, Pfarrer Helmut Gehrman für seinen Beitrag Die Vertreibungserfahrung verpflichtet zum Eintreten für die zentralen Werte der europäischen Kultur.

Wir haben seit Jahrzehnten nicht nur Themen der Kirchen- und Geistesgeschichte der böhmischen Länder behandelt, sondern auch über den Rand des Sudetenlandes hinausgeblickt auf die Kronländer der alten Donaumonarchie der Habsburger, die bis zu ihrem Untergang schon ein Modell eines vereinten Europas war. Das zeigt auch unser Programm der

durch die Corona-Pandemie lang verhinderten Studienfahrt nach Wien. Durch unser Schicksal der Vertreibung aus unserer seit Jahrhunderten angestammten Heimat sind wir – wie Pfarrer Gehrman uns mahnt – den Werten der europäischen Kultur verpflichtet. Daher der Einsatz für Volksgruppenrecht sowie Minderheitenschutz und Kampf gegen jede Vertreibung.

Zum Thema Vertreibung!

Wir werden im Laufe dieses Jahres die uns vorliegenden Vertreibungsberichte der Priester von ihren Pfarreien aus dem Egerland (1946) als Buch herausgeben, die Herr Dr. Winkler mit Frau Steinhauer übertragen und bearbeitet haben. Bekanntlich hat das Priesterwerk in Königstein 1948 die Priester, deren Adressen vorlagen, gebeten, solche Berichte nach Königstein zu schicken.

Da in Wien wieder drei Straßen nach sudetendeutschen und schlesischen Frauen benannt wurden, nämlich nach Ida Friedrike Görres, Hildegard Burjan und Edith Stein, werden wir für Frau Gerda Ott, der Frauenreferentin in der Bundesleitung der Sudetendeutschen Landsmannschaft bis Jahresende eine Publikation über große sudetendeutsche Frauen erstellen, die bei der Jahrestagung im Januar 2023 auf dem Heiligenhof vorgestellt werden soll.

Im Namen aller Mitarbeiter und dem Vorstand, verbleibe ich

mit herzlichen Grüßen

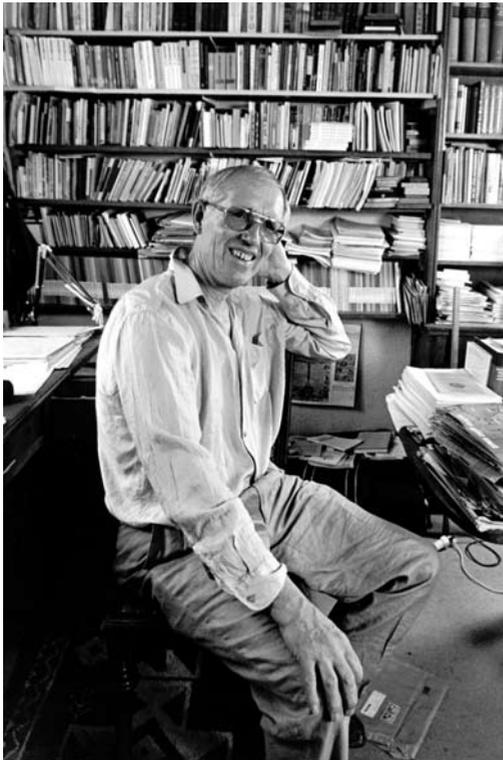
Ihr



Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende
und beachten Sie auch unser interessantes
Bücherangebot auf Seite 32.

Unser Zweiter Vorsitzender ist von uns gegangen!

Ein Nachruf auf Adolf Hampel



In seinem Buch, das er als 80-Jähriger unter dem Titel *Mein langer Weg nach Moskau* veröffentlichte, hat Adolf Hampel uns einen Teil seiner Lebenserinnerungen aus seinem erfüllten Leben mitgeteilt, aber auch in zahlreichen Beiträgen in unseren Mitteilungen. Am 12. Juni erreichte uns die schmerzliche Nachricht, dass er entschlafen ist.

„Der 1933 im sudetenschlesischen Kleinherrlitz bei Troppau Geborene wurde durch die Vertreibung mit Eltern und Geschwistern nach Niederbayern verschlagen und studierte nach dem Abitur Theologie in Königstein und Rom. In der Ewigen Stadt erwarb er sich im

Russicum seine exzellente Kenntnis der russischen Sprache und entwickelte seine Liebe zur Ökumene.

In Königstein war er nach dem Doktorat in Rom Assistent des Leiters der Königsteiner Anstalten, Prälat Adolf Kindermann, und wurde bald auch Dozent für Ostkirchenkunde und für die Lehre vom Marxismus sowie Lektor für Russisch. 1969 wurde er nach Gießen berufen und lehrte dort bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand an der Justus-Liebig-Universität Kirchengeschichte.

Schon früh besuchte Hampel die östlichen Nachbarländer und führte unter zum Teil damals noch schwierigen Bedingungen Gruppen in alle Staaten des ehemaligen Ostblocks. Verschiedene Institutionen holten ihn als Berater.

Bei entscheidenden politischen Ereignissen wie dem Prager Frühling 1968, in der Zeit des Kriegsrechtes in Polen 1980 oder bei der

Erklärung der Unabhängigkeit Litauens 1990 war er am Ort des Geschehens.

Ein Glücksfall für unser Institut für Kirchengeschichte war es, dass Adolf Hampel in Königstein bei seinem damaligen Schüler Rudolf Grulich die Begeisterung für den deutschen und europäischen Osten weckte und mit ihm in über 40-jähriger Kollegialität und Freundschaft die Idee des alten „Königstein“ von Weihbischof Kindermann gegen alle Widerstände (auch innerhalb der Kirche) nicht untergehen ließ. Dass das Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien als „Haus Königstein“ weiter besteht, haben wir auch ihm zu verdanken.

Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit und seiner thematisch weit gefächerten Lehrtätigkeit in Königstein und Gießen war Hampel stets ein Mann der Praxis. Als Referent ist er ebenso bekannt wie als kundiger Reiseleiter, der die Kontakte zum Osten schon knüpfte, als dies manchen Organisationen, die sich heute als Vorreiter fühlen, noch suspekt und zu gefährlich war.

Neben Büchern wie *Perestrojka als Aufgabe für Christen* oder *Gott in Russland* (mit Thomas Ross) hat sich Hampel auch als Herausgeber verschiedener Bücher einen Namen gemacht. Mit Rudolf Grulich gab er die *Texte zum Ost-West-Dialog* heraus, eine Taschenbuch-Reihe, in der er auch einige Bücher mit Grulich verfasste oder aus dem Russischen übersetzte. In dem Buch *Maastricht starb in Sarajevo – Gegen die Totengräber Europas* geißelte er mit Grulich die langjährige Untätigkeit des Westens im Balkankonflikt. In dem Band *Mit den Beneš-Dekreten in die EU?* wandte er sich gegen die Aushöhlung der Werte Europas, weil Vertreiber-Staaten in die EU kamen, ohne die Unrechtsdekrete von 1945 aufheben zu müssen.“

So hat Pfarrer Stingl Adolf Hampel in unseren Mitteilungen zum 80. Geburtstag gewürdigt.

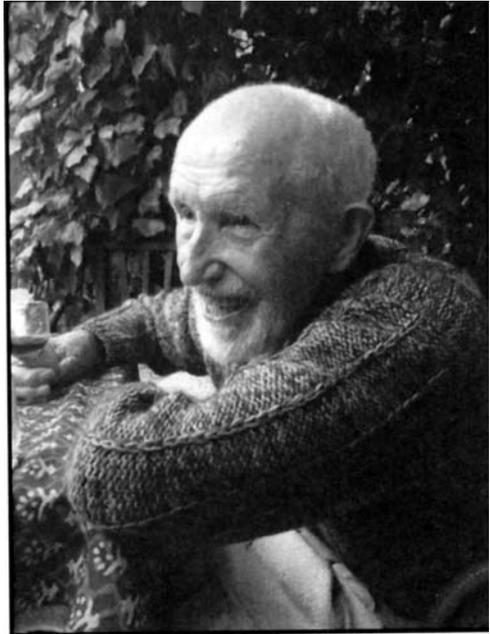
„Als wir Adolf das letzte Mal besuchen konnten, war er noch ganz der Alte, so wie ich ihn jahrzehntelang kannte. Er war geistig rege und erinnerte sich an seine Beiträge, die er für die Mitteilungen schrieb und die er noch in den nächsten Wochen ergänzen wollte.“ Schrieb Grulich Freunden des Hauses Königstein.

Vor allem war er tief bewegt, als er mich fragte, wie wohl die Muttergottes von Kasan den Krieg in der Ukraine durch unser Gebet in allen Kirchen beenden könne. Er erzählte von seiner Suche nach dieser lange Zeit verschwundenen Ikone und den Besuchen in Kasan, Fatima und Rom, wo er der einzige Deutsche war, der in Kasan und Rom von der Behörde in Tatarstan und im Vatikan für seine Mithilfe ausgezeichnet wurde. Seine Wünsche, seine Autobiografie über den langen Weg nach Moskau noch einmal mit Cyrill und Method zu

Dieses Bild zeigt eine der letzten Fotografien unseres Zweiten Vorsitzenden Adolf Hampel, der ein echter Schlesier war, und zwar aus dem österreichischen Schlesien, das der Preußenkönig Friedrich II. seiner Gegnerin Maria Theresia in drei Kriegen raubte. Auf dem Totenzettel für den Verstorbenen war ein Gedicht von Eichendorff zu lesen:

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Familie Hampel war stolz auf ihre Kontakte zur Familie Eichendorff, auch zu Lebzeiten des Dichters.



ergänzen, konnte er nicht mehr erfüllen, aber ich höre ihn noch, wie er mich fragte: *Weißt Du noch, wann und wo wir beide zum ersten Mal den Spitznamen Cyrill und Method bekamen?* Natürlich wusste ich es: Es war in Kroatien im Krieg 1992, als wir fast jeden Monat in Zagreb waren und Kardinal Kuharić uns lächelnd begrüßte: *Da kommen wieder unsere Cyrills und Methods.* Die Frage war lange: *Wer ist Cyrill und wer Method?*

Mein einstiger Lehrer und späterer bester Freund, dem ich viel Wissen verdanke, erläuterte einem Gesprächsteilnehmer bei unserem letzten Gespräch, dass Method elf Jahre älter als Cyrill und Priester, aber sein Bruder Konstantin nur Laie war und erst auf dem Totenbett in Rom Mönch wurde, wo er dann seinen Namen Cyrill bekam. Adolf zitierte dann Cyrills letzte Worte an seinen Bruder: „Bruder, wir waren ein Gespann, das manche Furche zog. Jetzt musst du allein das Gespann führen.“

Wir hatten uns oft versprochen, die Worte des Cyrill jeweils am Grab des anderen zu zitieren. Jetzt ist der elf Jahre ältere Method tot. Lieber Adolf, ich verspreche dir, in deinem Sinne weiter für unsere Aufgaben zu ackern!

Dein Rudi Grulich

Die Vertreibungserfahrung verpflichtet zum Eintreten für die zentralen Werte der europäischen Kultur.

Die Vertreibung der Sudetendeutschen bedeutete für die Betroffenen nicht nur den Verlust der vertrauten Lebewelt, der Heimat, sondern war vor allem auch gekennzeichnet von der Erfahrung der Entrechtung. Die Deutschen galten als vogelfrei. Die Enteignung, das Abschreiben des Rechtes auf körperliche Unversehrtheit, ja, eigentlich des Rechtes auf Leben, fanden in den sogenannten *Beneschdekreten* ihren furchtbaren Niederschlag. Diese Unrechtsgesetze wurden leider nicht aufgehoben. Möge sich dieser Umstand nicht unheilvoll in der Zukunft auswirken.

Da die Vertreibung der Deutschen für die Vertreiber in der Regel folgenlos blieb, wird diese furchtbare Misshandlung einer ganzen Volksgruppe nicht selten als mögliche Praxis im Umgang mit unliebsamen Minderheiten angesehen. Als die Serben Anstalten machten, die Kosovoalbaner zu vertreiben, sprach eine tschechische Zeitung in Distanzierung zur eigenen Vertreibungspraxis davon, dass man sich bei der Vertreibung der albanischen Kosovaren augenscheinlich am «Klassiker» der Vertreibungen, an der Vertreibung der Sudetendeutschen orientieren würde. Ethnische Säuberungen pflegen mit allen möglichen anderen Verbrechen wie Raub, Misshandlung, bis hin zum Totschlag, einherzugehen. Daher ist es für uns nicht nur wichtig, auf erlittenes Unrecht hinzuweisen, sondern vor allem auf die Werte zu verweisen, die den Vertreibungsverbrechen entgegenstehen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, in dessen Zuge durch die nationalsozialistischen Verbrechen die Moral und das Gewissen vieler Deutscher schweren Schaden genommen hatten, begann man sich, auf die Ursprünge der westlich-europäischen Kultur zu besinnen. So hielt im Jahre 1950 der damalige Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland, Theodor Heuss (FDP), eine Ansprache über zentrale Fundamente der europäischen Kultur und deren Herkunft. „Es gibt drei Hügel, von denen das Abendland seinen Ausgang genommen hat: Golgotha, die Akropolis, das Capitol in Rom.“ Diese drei Hügel stehen symbolisch für die wichtigsten Werte eines gedeihlichen Zusammenlebens in Europa, die zum Erfolg und zur Strahlkraft europäischer Gesellschaften geführt haben, in der jeweils eigenen nationalen Prägung.

1. Capitol in Rom (Selbstbestimmung und Privateigentum)

Das Capitol in Rom war zunächst das Zentralheiligtum der Stadt Rom und später auch des römischen Reiches. Es bekam aber zunehmend auch politische Bedeutung, da hier wichtige öffentliche Staatsakte vollzogen wurden. Im 19. Jahrhundert wurde das Capitol so sehr mit der politischen Funktion in Verbindung gebracht, dass die einundfünfzig Parlamente der Einzelstaaten in den Vereinigten Staaten alle den Namen „Capitol“ tragen. Das römische Reich besaß eine lange Tradition der Schaffung von Gewohnheits- und schriftlich verfasstem Zivilrecht. Wichtige Grundprinzipien des römischen Rechtes sind bis heute Grundlagen moderner Rechtspflege geblieben. Das römische Zivilrecht basiert auf Privateigentum und Willensfreiheit, die bis heute als zentrale Elemente freiheitlicher Rechtsstaaten angesehen werden.

Daraus folgt

- das Recht auf freie Selbstbestimmung,
- das Recht auf körperliche Unversehrtheit,
- das Recht auf Eigentum,
- das Recht auf die freie Verfügbarkeit dieses Eigentums,
- das Recht auf Heimat.

Wer diese Werte bejaht, setzt sich auch zukünftig ein gegen Übergriffe des Staates auf die Bewegungsfreiheit, die körperliche Unversehrtheit und gegen Angriffe auf das Eigentum.

2. Akropolis in Athen (Redefreiheit und Mitbestimmung)

Wie in Rom das Capitol, hatte auch die Akropolis nicht nur eine religiöse Funktion. Sie war Mittelpunkt des athenischen Staatswesens, das als Wiege der Demokratie gilt. Diese erlebte im 5. Jahrhundert v. Chr. ihre Blütezeit. Demokratie bedeutet das Recht der Staatsbürger auf grundlegende Gestaltung des Staates in seiner Verfasstheit und seinen exekutiven Funktionen. Dass Athen Wiege der Demokratie wurde, ist kein Zufall. Athen war ebenso Mittelpunkt der griechischen Philosophie. Philosophie bedeutet das Streben nach Erkenntnis über den Sinn des Lebens und die Stellung des Menschen in der Welt. Philosophie bietet Antworten auf Fragen: Wer bin ich, was ist meine Aufgabe in der Welt, wohin gehe ich. Um philosophieren zu können, müssen Fragen gestellt und Auseinandersetzungen über den richtigen Weg zugelassen werden. Fragen und Diskutieren führen zum Wunsch, auch in öffentlichen Angelegenheiten mitreden und mitbestimmen zu wollen. Das tabulose Fragen und die freie Rede sind Voraussetzungen für ein demokratisches Miteinander.

Daraus folgt

- das Recht auf uneingeschränkte freie Rede,
- das Recht auf Wahrheitssuche,
- das uneingeschränkte Versammlungs- und selbstorganisationsrecht,
- das grundlegende Gestaltungsrecht im Staat gerade bei zentralen Punkten,
- das Recht, sich gegen Übergriffe staatlicher Organe zur Wehr setzen zu dürfen.

Wer für diese Werte eintritt, wird sich auch zukünftig gegen Einschränkungen des Versammlungsrechtes, gegen Aufrichtung von Denkverboten, gegen staatlich oder privat organisierte Zensur, gegen das Vorgeben von Denk- und Erzählmustern («Framing»), gegen Sanktionen gegenüber wirklich oder vermeintlich irrenden Personen zur Wehr setzen.

3. Golgotha (Freie Hingabe an andere und Solidarität mit ihnen)

Auf Golgotha hat Jesus sich selbst für die Menschen hingegeben, um sie zu befreien von Sünde und Tod. Die Verkündigung des Evangeliums und die Heilung von Krankheit geschah immer in unmittelbarer Begegnung mit den Menschen. Auch wenn die religiöse Sichtweise des Menschen in seiner Verbindung zu Gott seit der Aufklärung nachgelassen hat, wurden Formen von säkularisierter Nächstenliebe nach christlichem Vorbild entwickelt. Die Solidarität mit verfolgten Menschen, das Sicheinsetzen für sozial und finanziell Benachteiligte wird auch in einer weitgehend säkularisierten Gesellschaft als fester Bestandteil eines einvernehmlichen Zusammenlebens in politischen Gemeinwesen wie auch im Privatleben angesehen.

Daraus folgt

- das Recht auf uneingeschränkte, einvernehmliche menschliche Begegnung,
- das Recht auf freie und unbeschränkte gemeinschaftliche Religionsausübung,
- das Recht, finanziell Benachteiligten helfen zu dürfen,
- das Recht, Kranke und Sterbende persönlich begleiten zu können,
- das Recht, sich für politisch Verfolgte einzusetzen.

Wer diese Werte als grundlegend betrachtet, wird sich auch hinkünftig wenden gegen Beschränkungen der Religionsausübung, gegen Einschränkungen des Staates, anderen finanziell oder sonst materiell zu helfen, gegen die Einführung von ideologischen Voraussetzungen für Begegnungen, gegen die Ausgrenzung von Menschen

aus ihrer gewohnten Lebenswelt aufgrund von politischen, rassischen oder sonstigen ideologischen Gründen. Möge das erlittene Unrecht der Vergangenheit dazu führen, sich stärker auf die eigenen kulturellen Wurzeln zu besinnen und sich für das Recht von benachteiligten und unterdrückten Menschen einzusetzen.

Helmut Gehrman

Wird Moldawien das nächste Opfer Putins?

Wie die Ukraine strebt auch die Republik Moldau bzw. Moldawien, wie das Land nicht-amtlich genannt wird, die Aufnahme in EU und NATO an. Der Staatsname ist vom Fluss Moldava abgeleitet (dt. Moldau; nicht zu verwechseln mit der böhmischen Moldau), der allerdings nicht mehr durch das heutige Staatsgebiet fließt. Moldawien ist eine ehemalige Sowjetrepublik, deren östlicher Landesteil Transnistrien, am linken Ufer des Dnister, schon seit 1992 russisch besetzt ist und wo als Währung der Rubel gilt. Der Konflikt begann 1990 nach dem Zerfall der Sowjetunion und führte 1992 zu einem Krieg unter dem russischen General Lebeschmit mit 585 Toten. Anfang 2022 erklärte die Regierung in Transnistrien, sie wolle keine Truppen für einen Angriff auf die Ukraine zur Verfügung stellen.

Die entnationalisierende Taktik sowjetischer Nationalitätenpolitik haben die Rumänen in Bessarabien und die Bewohner Moldawiens besonders schmerzhaft erfahren. Nach dem Prinzip „Teile und herrsche“ wurden die Rumänen zwischen Pruth und Dnister von Stalin unter dem Namen Moldawier zu einer eigenen Nation gemacht und ihre Vergangenheit völlig zugunsten Moskaus umgeschrieben. Dazu kam nach dem Zweiten Weltkrieg die Lostrennung eines Teiles des Landes im Süden und dessen Anschluss an die Ukrainische SSR, so dass von den 44 422 Quadratkilometern des historischen Bessarabiens nur 33 000 Quadratkilometer bei der Moldawischen SSR verblieben (SSR = Sozialistische Sowjetrepublik).

Als Gründungsdatum der Moldawischen SSR gaben sowjetische Autoren des Moskauer APN-Verlages auch noch im Zeitalter von Glasnost den 12. Oktober 1924 an, als am Ostufer des Dnister eine Autonome Moldawische SSR gegründet wurde, in der die Moldawier nicht einmal dreißig Prozent der Bevölkerung ausmachten. Es war die einzige Autonome SSR, die je auf dem Gebiet der Ukraine bestand.

Versuche, die Eigenständigkeit des moldawischen Volkes zu beweisen, standen schon damals im krassen Widerspruch zur historischen Wirklichkeit. Denn seit dem 14. Jahrhundert bildeten die Gebiete zwischen Dnister und Pruth einen Teil des rumänischen

Fürstentums Moldau, das sich erst 1859 mit dem Fürstentum Walachei zum seit 1878 unabhängigen Rumänien vereinigte. Die Türken, die jahrhundertlang die Oberhoheit über Moldau innehatten, mussten bereits im Jahre 1812, diesen nach einer Herrscherfamilie Bessarab meist Bessarabien genannten Teil Moldaus, an den russischen Zaren abtreten. Auch aus russischen Statistiken des 19. Jahrhunderts geht klar hervor, dass der Großteil der Bevölkerung aus Rumänen bestand. Die Ukrainer haben das nie bestritten, auch nicht Stefan Rudnicki, der die Grenzlinien zwischen Rumänen und Ukrainern in seinem 1916 auf Deutsch erschienenem Buch *Die Ukraine, Land und Volk* so beschreibt: „In Bessarabien beginnt die Grenzlinie am Donauarm bei Chilia im Donaudelta, verläuft über Ismail und berührt den Dnjestr-Iman bei Cetatea-Alba (Akkerman); von dort aus verläuft sie den Dnjestr aufwärts bis nach Dubusa, von wo aus sie, in unbestimmten Zick-Zacklinien Orheiu und Baltzi berührend, auf dem Höhenzug zwischen Dnjestr und Pruth verläuft.“

Dass Bessarabien 1918 wieder rumänisch wurde, wird in sowjetischen Geschichtsbüchern so ausgedrückt: „Die reaktionäre rumänische Regierung nützte die schwierige Lage der jungen Sowjetrepublik aus, griff sie an und besetzte Bessarabien. Dieser Raub Bessarabiens erfolgte im Einverständnis mit dem kaiserlichen Deutschland und auch in Übereinstimmung mit Weisungen aus dem Oberkommando der Alliierten.“

In Wirklichkeit hatte sich nach der Oktoberrevolution in Chişinău/Kischinjow ein freigewählter *Landesrat* der Demokratischen Bundesrepublik Moldau gebildet, dessen 150 Mitglieder die Nationalitäten Bessarabiens repräsentierten. Neben 105 Rumänen waren darin fünfzehn Ukrainer, vierzehn Juden, sieben Russen, zwei Bulgaren, zwei Deutsche, zwei Gagausen und je ein Pole, Armenier und Grieche vertreten. Als schon am 5. Januar 1918 bolschewistische Truppen in Bessarabien einfielen, rief der Landesrat rumänische Truppen zu Hilfe, die am 13. Januar das Land besetzten. Am 27. März 1918 stimmten 86 Abgeordnete für den Anschluss an Rumänien, nur drei stimmten dagegen, die anderen enthielten sich der Stimme. Es hieß damals in der Schlussakte: „Die Demokratische Moldawische Republik Bessarabien, in ihren Grenzen zwischen dem Pruth, dem Dnjestr, der Donau, dem Schwarzen Meer und der alten Grenzlinie mit Österreich, welches Gebiet vor hundert Jahren von den Russen aus dem Rumpfe der Moldau entrissen wurde, vereinigt sich von heute an und für immer, kraft seiner historischen und nationalen Rechte und aufgrund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, mit dem Mutterlande Rumänien.“ Die Ukraine, die damals ein selbständiger Staat war, erkannte die Grenzen an.

Nach der Konsolidierung ihrer Macht plante die Sowjetunion die Rückgewinnung Bessarabiens. Die Autonome Moldawische Sozialistische Sowjetrepublik, die 1924 von den Sowjets am Ostufer des Dnister gegründet wurde, machte keinen Hehl daraus, dass sie über den Dnister erweitert werden sollte, wenn die Zeit dafür reif wäre. Der rumänische Dialekt dieses Gebietes wurde damals zur „moldawischen“ Schriftsprache erhoben und – um diese künstliche Sprache vom „bourgeois Rumänisch“ noch mehr zu isolieren -, das kyrillische Alphabet eingeführt. 1930 wurde eine *Gramatica moldoveasca* herausgebracht; der Einfluss des Russischen wurde verstärkt.

1940 besetzte die Sowjetunion Bessarabien, was die Rumänische Akademie damals in einer Denkschrift „den härtesten Schlag, den man sich je vorstellen kann“, nannte. Rumänien, auf deutscher Seite in den Krieg gegen die Sowjetunion eingetreten, verlor 1944 und schließlich im Friedensvertrag von Paris 1947 Bessarabien völlig.

Angegliedert an die kleine Moldawische Autonome SSR und aufgewertet zur Unionsrepublik (SSR), der Südteil an die Ukrainische SSR abgetreten, setzte in Bessarabien wie in der gesamten UdSSR eine systematische Russifizierung ein. Während die Gesamtbevölkerung Moldawiens von 2,89 Millionen (Volkszählung 1959) auf 3,57 Millionen im Jahr 1970 und auf 3,95 Millionen im Jahr 1979 stieg, sank der Anteil der Moldawier an der Gesamtbevölkerung im gleichen Zeitraum von 65,4 auf 63,9 Prozent. Dass dieser Rückgang trotz massiver gesteuerter Einwanderung von Russen und anderen Nationalitäten (die sich dann im Alltag in Moldawien der russischen Sprache bedienten) nicht höher ausfiel, ist nur der Geburtenrate der Moldawier zu verdanken: Sie war von allen Republiken im europäischen Teil der Sowjetunion die höchste und wurde im Unionsmaßstab nur von den kaukasischen und zentralasiatischen Republiken übertroffen. Bei Auflösung der Sowjetunion waren von den vier Millionen Einwohnern Moldawiens neben vierzehn Prozent Ukrainern (561 000) bereits 12,8 Prozent Russen (520 000). Dazu kamen als seit langem ansässige Minderheiten 150 000 Ggauen, 81 000 Bulgaren und 80 000 Juden.

Bei der Volkszählung von 1979 gaben noch 93,2 Prozent der Bevölkerung an, Moldawisch als Muttersprache zu sprechen (1959: 95,2 Prozent). An dieser Zahl zeigt sich der starke Überlebenswille der Moldawier, denn wie systematisch die Russifizierung betrieben wurde, zeigt u. a. die Tatsache, dass von den sechzig Zeitschriften der Republik nur siebzehn auf Moldawisch erschienen und von 108 Zeitungen nur 45. Während 49,5 Prozent der Moldawier angaben, Russisch perfekt zu beherrschen, konnten nur 10,6 Prozent der in Moldawien ansässigen Russen das Moldawische als Zweitsprache. Von Bedeutung

für diese Zahl war, dass Moldawien den niedrigsten Anteil an Stadtbevölkerung hatte. Wohnten 1959 nur 22 Prozent aller Einwohner in Städten, so waren es 1980 bereits vierzig Prozent (Unionsdurchschnitt bei 63 Prozent). Für Moldawien bedeutete dies, dass auf dem flachen Land eher der moldawische Charakter der Republik sichtbar war, aber die Städte russisches Gepräge zeigten.

Auch die Russisch-Orthodoxe Kirche stand in Moldawien ganz im Dienste der Russifizierung. Vor dem Krieg war die Liturgiesprache selbstverständlich Rumänisch; der Erzpriester M. Ciachir hatte die Liturgie sogar ins Gagausische übersetzt. Danach herrschten das Kirchenslawische und das Russische vor, und der damalige Metropolitan von Kischinjaw, Separion, sprach nicht die Sprache seiner Gläubigen. Mutige Männer wie der Schriftsteller Ion Druță warfen Separion vor, mit seinem würdelosen Auftreten und seiner absoluten Regimehörigkeit der Kirche in Moldau zu schaden. In seiner in der Moskauer Zeitschrift *Ogonjok* im November 1988 veröffentlichten Erzählung *Die Samariterin* hat Druță die Zerstörung der Klöster in Moldawien nach dem Krieg beim Namen genannt. Siebzig solch alte Zentren moldawischer Kultur wurden aufgehoben, oft auch völlig zerstört; 1500 Kirchen wurden geschlossen und anderweitig genutzt. Auch andere Konfessionen haben gelitten: Katholische Gemeinden wurden teilweise aufgehoben. Die in Eigenleistung von den Gläubigen in Raskovo errichtete katholische Kirche wurde 1977 mit Bulldozern niedergewalzt. Der dort praktizierende Priester Vladislav Zahvalnjuk wurde nach Kasachstan verbannt.

Einen besonderen Schwerpunkt bildete der Kampf der Moldawier für ihre Sprache und die Wiedereinführung der lateinischen Schrift. Hierbei waren besonders die drei baltischen Länder Vorbild, die dafür kämpften, ihre jeweiligen Nationalsprachen wieder als Amtssprachen der Republiken einzuführen. Der Forderung nach der lateinischen Schrift hatten sich auch die Gagausen angeschlossen. Diesem der Sprache nach türkischem, der Religion nach christlich-orthodoxem kleinen Volk war in der Vorkriegszeit gestattet worden, religiöse Schriften in lateinischen Lettern zu benutzen. Als aber 1959 die Sowjets das Gagausische als Schriftsprache anerkannten, musste das kyrillische Alphabet eingeführt werden. Unter dem Eindruck von Glasnost und Perestroika entstand 1988 die moldawische *Demokratische Bewegung*, die sich für die Unabhängigkeit von der Sowjetrepublik einsetzte. 1991 wurde Moldawien unabhängig. Transnistrien blieb von russischen Truppen besetzt und steht bis heute unter der Kontrolle Moskaus.

Für die Ehrlichkeit und das aufrichtige Bemühen der *Demokratischen Bewegung* stand, dass sie den sowjetrussischen Imperialismus

nicht durch einen moldawischen ersetzen wollte, sondern sich um die Rechte aller in Moldawien lebenden Nationalitäten bemühte und außer Rumänisch auch Schulen in Gagausisch, Russisch und Ukrainisch erlaubte. Das Moldawische ist heute wieder durch das Rumänische ersetzt und wird in Lateinschrift geschrieben. Aber wie in der Ukraine ist die orthodoxe Kirche auch in Moldawien gespalten, denn ein Teil der Bischöfe untersteht dem Patriarchat Moskaus, andere haben sich zum Patriarchen in Bukarest bekannt. Wie Georgien befürchtet, mit guten Gründen auch die westlich orientierte Republik Moldawien, von Putin angegriffen zu werden, sollte er in der Ukraine siegen.

Rudolf Grulich

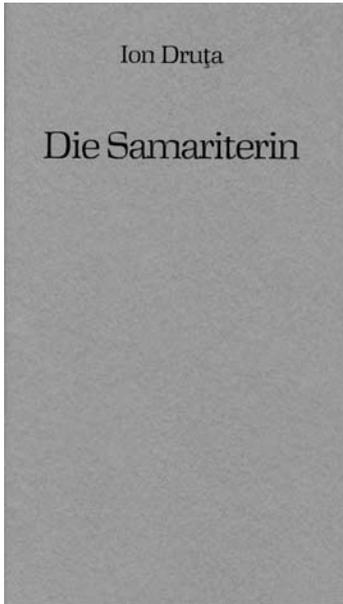
Ein moldawischer Dichter der Perestroika

Ion Druță und Adolf Hampel gewidmet

Der mörderische Krieg Putins offenbart, wie der Präsident der Russländischen Föderation ganz nach seinem Vorbild Stalin handelt. Das beweist nicht nur die brutale Kriegsführung mit Angriffen auf Krankenhäuser, Schulen und Privatwohnungen, sondern auch der Raub und die Zerstörung von Getreidespeichern, sowie die Inkaufnahme von Millionen Hungertoten in aller Welt, ganz im Sinne von Stalin, der in den 1930er Jahren Millionen Ukrainer verhungern ließ. 2022 wird von der russischen Armee die systematische Ermordung von Zivilisten, auch von Kindern geplant; Schulen werden systematisch angegriffen, es wird vergewaltigt und gefoltert. Nicht von „den Russen“, sondern von einer Soldateska, die dazu die Befehle ausführt, weil sie die Menschenrechte nicht kennt.

Es ist erst weniger als vier Jahrzehnte her, dass in der Zeit von Gorbatschows Glasnost und Perestroika diese Menschenrechtsaspekte neu beschrieben wurden. Aber schon Chruschtschow gab zum Beispiel die Erlaubnis, dass Solschenizyns Roman *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* ungekürzt gedruckt werden konnte, aber wer kannte die kleine Novelle über die Bäuerin Matrjona (*Matrjonas Hof*), die einfach gut und christlich handelte.

Einer der im Westen zu wenig beachteten Aufbrüche in der Zeit von Perestroika und Glasnost in der sowjetischen Literatur war die Hinwendung zu einer christlichen Tugend wie der Barmherzigkeit. Der russische Schriftsteller Daniil Granin schrieb darüber in der *Literaturnaja gazeta* vom 18. März 1987: „Wir haben den Heroismus, die Heldentaten der Menschen, der furchtlosen Kämpfer, die Schwierig-



keiten überwinden, gerühmt. Wo aber waren die Werke über die Menschen, welche die Ungerechtigkeit, die Schwere des Lebens nicht bewältigen konnten, über jene, die in Depression und Verzweiflung fielen? Wieviele es auch um uns herum gab, die Literatur hat ihnen nicht die Hand gereicht.“

Die Stimme der Barmherzigkeit konnte man damals kaum hören, sie klang nur zaghaft an bei Wjatscheslaw Kondratjew, in den Versen Wosnesenskis, bei Bykow, aber dann wurde auch bei anderen dieses lang erwartete Thema wieder aufgegriffen, das für die Vermenschlichung unseres Daseins notwendig ist. „Man muß immer wieder dazu aufrufen, daß unser Gewissen erschüttert und die Taubheit unserer Seele geheilt wird,

daß der Mensch aufhört, das ihm überlassene Leben einfach zu verschlingen und nichts dafür zu geben und nichts dafür zu opfern.“ (Danil Granin).

Unser Zweiter, aber kürzlich leider verstorbene Vorsitzender Adolf Hampel hat darauf aufmerksam gemacht, als wir in Band 2 der *Texte zum Ost-West-Dialog* Übersetzungen von *Glasnost-Texten zur Religion und Moral* unter dem Titel *Das neue Gottsuchertum und die alten Dogmen* herausgegeben haben. Zu denen, die früher ihre Stimme für christliche Werte erhoben haben, zählte auch Ion Druța. Das zeigen auch die Titel seiner Werke wie *Die Last unserer Güte* oder die Erzählung *Die Samariterin*. Es ist keine sozialistische Heldin, die Druța als Samariterin vorstellt, sondern eine einfache Frau der Nächstenliebe.

Die Novelle erschien zuerst in der Moskauer Glasnost-Zeitschrift *Ogonjok* in russischer Sprache. Über die christ-



liche Gestalt der Majka hinaus legt Druță die Schwächen von vier Jahrzehnten des Sozialismus in Moldawien bloß, ja nennt auch Fakten: 1500 geschlossene Kirchen, fast 70 liquidierte Klöster. Sein in der Novelle skizziertes Gespräch mit Pater Georgi ist auch eine Warnung, wie in der Sowjetunion Kirchen „zur Säule für die Demonstration der Kunst des Chorgesangs“ wurden. Der Westen hat dies immer wieder, auch im weltweit gefeierten Jahr des Millenniums der Taufe der Kiewer Rus oft übersehen. Adolf Hampel, der Übersetzer und Herausgeber der deutschen Ausgabe, begrüßte Ion Druță mit dem deutschen Text seiner Erzählung bei seinem ersten Deutschlandbesuch im Januar 1989. Er widmete damals das Heft ebenso wie eine spätere Neuauflage einer Samariterin unserer Tage. Denn die kleine Ausgabe war bald vergriffen. Die Novelle wurde dann in der Schweizer Illustrierten *Glaube in der 2. Welt*, in der katholischen Monatszeitschrift *Der Fels* und im Sammelband *Ogonjok* nachgedruckt, den 1990 Wolfgang Kasack auch deutsch veröffentlichte.

Der Autor dieser Erzählung, Ion Druță, ist am 13. September 1928 in Chorodishte in Moldawien geboren und in der Sowjetunion früh mit seinen Novellen, Geschichten und Erzählungen bekannt geworden. Bereits 1953 und 1954 erschienen seine ersten Bände mit Erzählungen *Bei uns im Dorf* und *Erzählung von der Liebe*. Ihnen folgten bald weitere Bücher mit Romanen und Dramen.

Die Literaturkritiker rühmten früh seinen „reifen, poetischen Stil, die eindringliche psychologische Analyse und die Frische und den Humor seiner volkssprachlich gefärbten Sprache“.

In deutscher Sprache wurden Erzählungen von ihm erstmals 1966 in dem in Ostberlin erschienenen Band *Wenn der Hahn kräht* veröffentlicht, dann auch der historische Roman *Die weiße Kirche*.

Als 1991 nach dem Zerfall der Sowjetunion auch Moldawien unabhängig wurde, lebte auch die Kirche in Moldawien wieder auf. Zahlreiche Gotteshäuser wurden wieder hergestellt, Klöster wurden neu gegründet, Priesterseminare und theologische Schulen entstanden. Auch Ion Druță konnte seine Kontakte nach Deutschland vertiefen. In seiner Heimat gründete er ein *Haus des heiligen Apostels Paulus* in der Hauptstadt Chișinău, das sich als Begegnungsstätte der Konfessionen versteht und zum geistigen Aufbau des Landes nach den Jahrzehnten des Totalitarismus beitragen will. In diesem Haus fand 1993 die erste wissenschaftliche Konferenz statt, die sich mit der Gestalt des Völkerapostels Paulus und seiner Bedeutung für den geistigen Umbruch in den GUS-Staaten befasste.

Rudolf Grulich

Adalbert Tinz – Der letzte deutsche Domherr von Olmütz hatte Kontakte mit Königstein.

In sudetendeutschen Kreisen war manchmal die Auffassung zu finden, die Vertreibung in der Erzdiözese Olmütz sei weniger schlimm gewesen als in der Erzdiözese Prag. Bis zur Vertreibung der Sudetendeutschen aus ihrer angestammten Heimat zählte das Erzbistum Olmütz unter seinen damals 1,76 Millionen Katholiken über eine halbe Million Deutsche. Von 1320 Weltpriestern waren im Jahre 1938 genau 260 Deutsche, von 152 Ordenspriestern etwa 60, denn in Mähren gab es weniger Klöster als in Böhmen. Im Priesterseminar in Olmütz stammten unter 260 Studenten 65 aus deutschen Familien. In den letzten Jahrzehnten vor der Vertreibung standen dem Erzbischof immer zwei Weihbischöfe zur Seite, von denen einer ein Deutscher war. Zuletzt war es der 1944 verstorbene Weihbischof Schinzel aus Kronsdorf. Da nach 1938 der in Branitz (OS) residierende Generalvikar für den preußischen Anteil der Olmützer Erzdiözese, Prälat Martin Nathan, auch die durch das Münchner Abkommen an das Deutsche Reich gefallenen sudetendeutschen Teile der Erzdiözese verwaltete, hatte er 1943 die Bischofsweihe erhalten.

Bei der Vertreibung blieben 1945 zunächst eine ganze Reihe deutscher Priester im Erzbistum, unter ihnen auch Kanonikus Dr. Adalbert Tinz, der 1945 zum Ordinariatsbeauftragten für die Fragen der Umsiedlung der deutschen Geistlichen der Erzdiözese ernannt wurde. Tinz wurde am 29. Februar 1892 in Spiegwitz im Kreis Mährisch Schönberg geboren und kam nach dem fünften Schuljahr aus der einklassigen Dorfschule in das fürstbischöfliche Knabenseminar und an das dortige deutsche Staatsgymnasium nach Kremsier. Nach der Matura studierte er in Olmütz Theologie und wurde am Fest der hl. Cyrill und Method, der Landespatrone Mährens, am 5. Juli 1915 zum Priester geweiht. Bis zu seiner Promotion wohnte er weiter im Priesterseminar und war als Adjunkt der *Theologischen Fakultät Olmütz* Lektor der Heiligen Schrift, ehe er Religionslehrer in Mährisch Schönberg und später Pfarrer in Zauchtel wurde. In dieser Zeit machte er sich durch erfolgreiche Spendenaufrufe bei den Sammlungen für die Errichtung eines deutschen Knabenseminars in Freudenthal verdient. Dieses war notwendig geworden, weil das zweisprachige Knabenseminar in Kremsier 1919 in ein rein tschechisches umgewandelt worden war. Bald wurde Dr. Tinz an das erzbischöfliche Konsistorium berufen und war in Olmütz Prosynodalrichter beim Ehegericht, außerdem zuständig für das Freudenthaler Seminar und für die Kanoniker. Seit

1943 war er die rechte Hand des Branitzer Generalvikars und Weihbischofs Nathan.

Als Ordinariats-Beauftragter für die Fragen der Umsiedlung der deutschen Geistlichen besorgte er den deutschen Mitbrüdern nicht nur die notwendigen Papiere, sondern setzte es durch, daß auch die deutschen Namen der Pfarreien und die Namen aller vertriebenen Priester im Diözesanschematismus noch 1949 verzeichnet wurden. Im Todesfall veröffentlichte er ihre Namen auch in den Konsistorialmitteilungen. Diese Dinge waren damals leider keine Selbstverständlichkeit, wie die Praxis der anderen Bistümer Böhmens und Mährens im Verhalten gegenüber den deutschen Priestern nach 1945 beweist. Obwohl Tinz aus seiner deutschen Einstellung nie einen Hehl machte und er im Verein der deutschen katholischen Geistlichkeit der Erzdiözese Schriftführer gewesen war, durfte er bis zu seinem Tode 1959 in Olmütz bleiben. Damals war Erzbischof Matocha bereits unter Hausarrest und konnte nicht am Begräbnis teilnehmen. Tinz wünschte keine Leichenreden am Grab und wollte auch nicht in der Kanonikergruft, sondern in seinem Elterngrab in Spieglitz zur letzten Ruhe gebettet werden.

Aus der Zeit nach dem Krieg liegen uns einige Berichte Olmützer Priester über ihn und Schreiben von ihm vor. Sie zeigen, wie er versuchte, den deutschen Priestern zu helfen, wobei er selber mit seiner Ausweisung rechnete. So schrieb er am 6. Dezember 1946 an alle deutschen Priester im Erzbistum einen zweiseitigen Rundbrief, in dem er über die aktuelle Lage berichtete und über verstorbene Priester informierte. In diesem Brief führt er außerdem ein Verzeichnis aller noch in der Olmützer Erzdiözese verbliebenen deutschen Priester an, in das er auch sich aufnahm. Da manche von ihnen später ebenfalls nach Deutschland kamen und ihren Landsleuten als Seelsorger dienten, seien sie hier genannt: „Balatka Georg, Dr. Blaschke Johann, Bubik Alfred, Cäsar Ludwig, Cermak Karl, Dopita Alois, Frömel Franz, Gehr Emil, Gretzer Ernst, Gröpel Josef, Haberhauer Raimund, Hantke Reinhard, Hübel Franz, Hudez Johann, Dr. Jaschek Robert, Präl. Klug Gustav, Knapp Heinrich, Kretschmer Adolf, Lang Theodor, Dr. Lantsch Johann, Lichtblau Josef, Meitner Theodor, Nowotny Stephan, Peterek Josef, Domvikar Richter Josef, Msgr. Ripka Johann, Rosensprung Josef, Rottländer Kurt, Schenk Leopold, Schestag Franz, Schneider Franz, Schwammel Alois, P. Seidl Lambert, Seipel Gustav, Sperlik Wilhelm, Msgr. Tannert Karl, Kan. Dr. Tinz Adalbert, Urbisch Johann, Weigel Rudolf, Weintritt Rudolf, Willisch Johann, Zdražil Otto, Zolper Johann.“

Ein weiterer Rundbrief vom 17. Februar 1947 zeigt, dass er damals in enger Tuchfühlung mit den bereits ausgesiedelten Priestern stand,

auch mit Bischof Maximilian Kaller in Königstein, dem der Papst am 24. Juni 1946 die Seelsorge um die ausgesiedelten Priester übertragen hatte. Tinz schreibt in diesem Brief auch, „in Königstein bereiten sich seit November 1946 gegen 70 Priesterstudenten von den Aussiedlern auf die Reifeprüfung vor und am 1. März 1947 wird dort eine Theologische Lehranstalt errichtet werden. Auch eine Sammelstelle für Kleider und lebensnotwendige Dinge für Priester befindet sich dort“.

Die Kontakte zu seinen ausgesiedelten Mitbrüdern, auch mit Königstein, pflegte Tinz bis zu seinem Tode 1959.

Rudolf Grulich

Die Friedensverträge von Paris 1947

Das 1949 in zwei Staaten wiedererstandene und 1990 wiedervereinigte Deutschland hat bis heute noch keinen Friedensvertrag mit seinen Gegnern im Zweiten Weltkrieg, obwohl es Gründungsmitglied der ersten Europäischen Vereinigung war, zur Europäischen Union gehört und Mitglied der Vereinten Nationen ist. Bereits am 29. Juli 1946 trafen sich die Siegermächte USA, Sowjetunion, Großbritannien und Frankreich mit 17 Staaten, die am Krieg beteiligt waren, um die Friedensbedingungen mit den Verbündeten des Deutschen Reiches auszuhandeln. Daher wird diese Prager Friedenskonferenz auch als Konferenz der 21 Nationen bezeichnet. Deutschland war nicht eingeladen, da es keine Regierung hatte und in Besatzungszonen der vier Großmächte aufgeteilt war.

Die Konferenz tagte bis zum 15. Oktober 1946 und schloss Frieden mit den ehemaligen Verbündeten Berlins: Italien, Rumänien, Ungarn, Bulgarien und Finnland. Im November und Dezember wurden auf einer Außenministerkonferenz in New York die Ergebnisse unterschriftsreif gemacht und am 10. Februar 1947 unterschrieben. So bekamen die Kriegsverlierer den Zugang zu den Vereinten Nationen und wieder volle staatliche Souveränität. Die Bedingungen zum Frieden waren teilweise Kriegsreparationen, Gebietsverluste und die Gewährung von Rechten für Volksgruppen und Minderheiten. Die bestehenden europäischen Grenzen zeigen bis heute Grenzänderungen des Friedens von 1947. In Heidelberg hat 1947 der Verlag Lambert Schneider *Die Friedensverträge im deutschen Wortlaut* veröffentlicht.

Was waren die Ergebnisse? Italien musste Reparationen an Jugoslawien, Griechenland, Albanien, die Sowjetunion und Äthiopien

zahlen; Finnland an die Sowjetunion; Bulgarien an Griechenland und Jugoslawien; Rumänien an die Sowjetunion und Ungarn an die Tschechoslowakei, die Sowjetunion und Jugoslawien. Bei den Gebietsabtretungen wurde Italien am meisten betroffen, denn es musste auf sein afrikanisches Kolonialreich verzichten und verlor Libyen, Italienisch-Somaliland und Eritrea. An Jugoslawien musste es Istrien abtreten. Das Gebiet von Triest wurde zur Freien Stadt erklärt und blieb bis 1954 unter englisch-amerikanischer Verwaltung. Außerdem wurde Tende an Frankreich abgetreten. Der erste und zweite Wiener-Schiedsspruch Hitlers wurde annulliert, so dass die slowakisch-ungarische und rumänisch-ungarische Grenze der Vorkriegszeit wieder hergestellt, aber der Pressburger Brückenkopf abgetreten wurde. Rumänien verlor Bessarabien und den Norden der Bukowina an die Sowjetunion. Finnland musste Ostkarelien abtreten, während der Vertrag von Craiova 1940 über die Abtretung der Süddobrudscha bestätigt wurde.

Wenn wir nach den Sommerferien wieder unsere Tage der offenen Tür anbieten werden, wird das Thema über die Friedensverträge von Paris 1947 ausführlicher dargestellt werden können z. B. die Frage der Kriegsreparationen. Die Sowjetunion stellte sehr hohe Forderungen, aber nicht an Bulgarien, das im Gegensatz zu Ungarn, Rumänien, Italien und Finnland vorzeitig aus dem Kriege ausgeschieden war und mit Hitler-Deutschland gebrochen hatte. 1948 erließ die Regierung in Moskau, Rumänien und Finnland 50 Prozent der Reparations-schulden, die in US-Dollar auf den Wert des Dollars auf dem Niveau des Jahres 1938 in Paris berechnet worden waren.

Weil in den Staaten trotz des Bündnisses mit Hitler zum Teil die Bevölkerung während des Krieges als Partisanen die Alliierten aktiv unterstützt haben, wurde in Paris den jeweiligen Bevölkerungen keine besondere Strafe auferlegt. Finnland wurde von den Westmächten in Paris eigentlich verraten, da die USA und Großbritannien während des Winterkrieges 1939/40 mit Finnland sympathisierten, aber trotzdem die sowjetische Annexion vom Jahre 1944 tolerierten. Die Ausgabe des Magazins *Der Spiegel* vom 24. Januar 1947 spricht in Berichten über die Konferenz von Paris von *Finnlands Verhängnis*, aber vom *Trostpflaster für Rumänien und Bulgarien kam billig davon*.

Rudolf Grulich

Gründung einer autokephalen orthodoxen Kirche in der Ukraine nach dem Ersten Weltkrieg

Im letzten Heft unserer Mitteilungen haben wir die ukrainisch-katholische Kirche vorgestellt, die oft als griechisch-katholische Kirche in der Ukraine bezeichnet wird oder als katholische Kirche des byzantinischen Ritus. 1596 schloss sich ein Teil der orthodoxen Kirche in der Ukraine in Brest im Königreich Polen wieder an Rom an, unter Beibehaltung des byzantinischen Ritus, der kirchenslawischen Liturgiesprache und der Priesterehe. Für einen Teil der Ukraine, der im Königreich Ungarn gelegenen sogenannten Karpato-Ukraine, folgte der Anschluss an Rom in der Union von Užhorod (ungarisch: Ungvar). Nach der polnischen Teilung zwangen russische Zaren immer wieder die Unierten zur Rückkehr in die Orthodoxie. Nur in den Gebieten Polens, die 1772 und 1793 an Österreich kamen, konnte sich die Union mit Rom mit einem Kirchenoberhaupt in Lemberg erhalten.

Schon unter Maria Theresia wurde auch in Wien eine barocke ukrainisch-katholische Kirche gebaut. In der russischen Ukraine war die orthodoxe Kirche dem orthodoxen Patriarchen von Moskau unterstellt und nach der Abschaffung des Patriarchats direkt dem Generalprokurator des Zaren. Das Patriarchat Moskau wurde 1917 nach der Februarrevolution wieder hergestellt. Bei der Taufe der Kiewer Rus 988 gehörte die orthodoxe Kirche der Ukraine zum Patriarchat Konstantinopel. In Moskau gab es erst seit 1586 einen Patriarchen.

Da bald nach der Oktoberrevolution Lenins 1917 am 25. Januar 1918 in Kiew der erste unabhängige ukrainische Staat als „Ukrainische Volksrepublik“ ausgerufen wurde, bemühten sich ukrainische orthodoxe Geistliche, auch nach orthodoxer Tradition, eine selbständige (autokephale) orthodoxe Kirche zu gründen, was die Russisch-Orthodoxe Kirche sogar im September 1918 billigte. Die Unruhen des Bürgerkrieges erschwerten aber die Gründung, denn der Bürgerkrieg war für die Bolschewiken erfolgreich und sie wollten das neue Patriarchat in Moskau schwächen.

Zwar wurde die autokephale orthodox-ukrainische Kirche im Mai 1920 in Kiew von Priestern gegründet, die 1921 Wassyl Lypkiwskyj zu ihrem Metropoliten wählten. Ihm fehlte aber die Anerkennung des Patriarchen in Moskau und die Weihe durch Handauflegung des Patriarchen oder eines Bischofs. Lypkiwskyj erhielt nur Handauflegung durch Priester und Laien, sodass ihm nach orthodoxem Recht die Apostolische Sukzession fehlte und keine andere orthodoxe Kirche

ihn und seine Ukrainische Autokephale Orthodoxe Kirche anerkannte. Die Zahl der Gläubigen dieser Kirche wird für die 20er Jahre auf drei bis sechs Millionen angegeben und es soll bis zu 1000 Pfarren mit 1500 Priestern und sogar 30 Bischöfen gegeben haben. Die Kommunisten waren bereits 1927 unter Stalin gegen jede Religion eingestellt und verbannten das Kirchenoberhaupt Lypkiwskyj. 1937 kam das Ende der Kirche in Kiew. Metropolit Wassyl, der bereits mehrfach verhaftet worden war, wurde 1937 zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Die Handauflegung von Priestern und damit der Verzicht auf die Apostolische Sukzession erinnert an die Gründung der Tschechoslowakischen Kirche 1920 in Prag, die sich seit 1971 „Tschechoslowakische Hussitische Kirche“ nennt. Der erste Patriarch dieser Kirche lehnte die Apostolische Sukzession ab, was zur Spaltung der Kirche führte, weil sich viele Priester abwandten und mit ihnen die Tschechoslowakische Orthodoxe Kirche entstand, deren Bischof vom serbischen Patriarchen in Belgrad eine gültige Weihe durch Handauflegung erhielt.

Ein sudetendeutscher Priester hatte im Zweiten Weltkrieg in Kiew Zugang zu den Erinnerungen des Metropoliten Wassyl K. Lypkiwskyj. Es war Rudolf Armstark, der 1911 in Luck im Kreis Luditz geboren wurde und 1936 im Dom zu Leitmeritz die Priesterweihe erhielt. Bis 1939 war er in Leitmeritz tätig, dann in anderen Orten, ehe er zum Kriegseinsatz dienstverpflichtet wurde. Im Oktober 1945 kehrte er aus russischer Gefangenschaft zurück und war nach 1949 in der Diözese in Leitmeritz tätig, bevor er nach Deutschland ausreisen konnte, dann Seelsorger im Bistum Fulda war und am 4. Dezember 1996 als Geistlicher Beirat der Ackermann-Gemeinde der Diözese Fulda starb.

Ich habe ihn öfter bei Tagungen der Ackermann-Gemeinde erlebt, aber er sprach selten über den Krieg, den er auch in Kiew erlebte, wo er auch das Manuskript von Metropolit Wassyl fand, als Metropolit Nikanov Abramowcyč 1943 nach der Besetzung Kiews durch die deutsche Wehrmacht nach Kiew Zugang hatte. Leider ist das Original verloren gegangen, weil deutsche Soldaten es „aus einem fahrenden Lastwagen herauswarfen, wo es verschütt war.“ Armstark habe aber Abschriften gehabt und konnte 1982 im Würzburger *Augustinus-Verlag* in der Reihe *Das östliche Christentum* (Neue Folge, Band 33) die Memoiren veröffentlichen unter dem Titel *Die Ukrainische Autokephale Kirche. Die Erinnerungen des Metropoliten Wasyl' K. Lypkivsky*.

Der Religionswissenschaftler Friedrich Heiler hat dazu festgestellt: „Manche Textseiten in Darstellungen der jüngsten ukrainischen Kirchengeschichte, die ohne Bekanntschaft mit den Aufzeichnungen

des damaligen Hauptakteurs entworfen waren, müssen jetzt umgeschrieben werden.“ Armstark hat vor dem Text des Metropoliten *Die ukrainische Geschichte* in dem Rahmen der ukrainischen Kirchengeschichte gestellt und die Nachkriegs-Geschichte der Ukraine bis etwa 1980 weitergeführt. „Das ist mehr, als von einem bloßen Herausgeber erwartet wird“, schreibt Heiler. Der Leser wird aus den Erinnerungen des Metropoliten manches erfahren, was ihm für die Beurteilung der heutigen Lage der Ukraine hilft. Denn es kämpften nach 1918 Bolschewiken und Rumänen, Ukrainern mit ihren Hetmans mit der Armee Denikins und sogar ein Erzherzog der Habsburger, der heute Denkmäler in Kiew hat und der erst nach dem Zweiten Weltkrieg von den Kommunisten ermordet wurde. Die Frage, ob Eduard Winter Armstark in Kiew traf, hat Armstark mir nie beantwortet.

Rudolf Grulich

800 Jahre

Dominikaner in den böhmischen Ländern

Bereits zehn Jahre nach der Gründung als Predigerorden durch den hl. Dominikus und nach Anerkennung durch Papst Honorius III. fassten die Dominikaner auch in Böhmen Fuß. Das geschah im Jahre 1221 durch zwei Heilige, den Heiligen Hyazinth und seinen leiblichen Bruder Ceslaus, die in Rom den heiligen Dominikus persönlich kennengelernt hatten. Hyazinth (polnisch Jacek) wurde um 1195 in Groß-Stein geboren und wurde im Jahre 1221 in Rom vom Ordensgründer selbst in den Orden aufgenommen, ebenso sein älterer Bruder Ceslaus. Beide wurden vom Ordensstifter in den Ordensgeist eingeführt und zur Ausbreitung des Ordens in ihre Heimat entsandt. Die Einkleidung von Hyazinth, Ceslaus und eines „Hermann der Deutsche“ als Dominikaner stellt ein Fresko in der römischen Kirche Santa Sabina dar.

Die drei Dominikaner reisten über Friesach in Kärnten und Prag nach Hause in ihre damals polnische Heimat, wo sie zahlreiche Klöster gründeten. Ceslaus wird als „Apostel Schlesiens“ verehrt und war erster Prior des Klosters in Breslau, wo er am 1. August 1242 starb. In der dortigen Adalbertkirche birgt die Ceslaus-Kapelle seine Gebeine. Der hl. Hyazinth war nicht nur einer der bedeutendsten Prediger des 13. Jahrhunderts, sondern trägt auch den Titel eines Slawenapostels. Er war bis zum Ende des 20. Jahrhunderts der einzige aus

dem Bistum Breslau gebürtige und kanonisierte Heilige. Er gründete nicht nur den ersten Konvent in Prag, sondern auch in Kiew, wo er noch heute von den römisch-katholischen Gläubigen als Patron der Stadt verehrt wird. Auf ihn geht die dominikanische Ordensprovinz Polonia zurück, die sich von Böhmen, Mähren und Schlesien bis Russland und ins Preußenland ausdehnte und deren Gründung auf dem Generalkapitel 1228 beschlossen wurde. Als erster Provinzial wird ein „frater Gerardus natione Vratislaviensis studiens Parisiensis“ genannt. Hyazinth wirkte persönlich unermüdlich als Missionar bei den Preußen ebenso wie in der Ukraine und Südrussland, das damals Durchgangsland für die Missionare nach Zentralasien und China war. Er starb 1257 in Krakau und wurde in der dortigen Dominikanerkirche beigesetzt. Er ist einer der Patrone nicht nur Polens, sondern auch von Litauen, Russland, Preußen und Pommern sowie der Städte Krakau, Kiew und Breslau. Die Bilder in Santa Sabina in Rom sowie ein Holzschnitt aus dem Jahre 1500 in der Bamberger Staatsbibliothek sind Zeugnisse seiner Verehrung, ebenso die Kapelle im Schloss von Groß-Stein in Schlesien.

Außer in Prag entstanden in den böhmischen Ländern bald Klöster in Brünn, Leitmeritz, Königgrätz, Olmütz, Znaim, Gabel und Turnau. Gehörten die Klöster zunächst zur polnischen Ordensprovinz, so entstand bereits 1298 eine eigene böhmische Provinz, zu der weitere Neugründungen in Budweis, Klattau, Pisek, Laun, Eger, Pilsen und Aussig kamen, später auch in Komotau, Troppau, Mährisch Schönberg und anderen Orten. In der Hussitenzeit wurden manche Klöster schwer getroffen, die meisten wurden aber unter Kaiser Joseph II. aufgelöst. Die übrig gebliebenen Klöster gehörten bis 1905 zur österreichischen Provinz, ehe in jenem Jahr wieder eine böhmische Provinz errichtet wurde, deren Provinzial seinen Sitz bei der Ägidien-Kirche in Prag hatte. Die meisten Dominikaner in Böhmen und Mähren waren Tschechen, aber es gab auch Klöster im Sudetenland und deutsche Patres in Klöstern im tschechischen Gebiet. Deutsche Seelsorge versahen die Dominikaner in Znaim, Aussig, Leitmeritz, Eger und Olmütz. Zehn deutsche Patres waren vor dem Zweiten Weltkrieg auf dem Gebiet der Akademiker-Seelsorge tätig und hielten Exerzitien.

Auch der weibliche Zweig des Ordens ist schon im 13. Jahrhundert im Königreich Böhmen und dem Markgrafentum Mähren zu finden, zuerst in Brünn, wo bereits in den vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts ein Kloster bezeugt ist. Weitere Klöster in Mähren waren Alt-Brünn und Olmütz. In Böhmen gab es zwei Klöster in Prag und andere in Königgrätz, Luditz, Kralup, Dux und Pilsen. Eine Drittordensdominikanerin war die selige Zdislava, die Papst Johannes Paul II. 1995 in Olmütz heiligsprach.

„Die Lebensgeschichte der hl. Zdislava ... ist durch eine außerordentliche Fähigkeit der Hingabe an die Mitmenschen gekennzeichnet“, sagte Johannes Paul II. damals bei der Heiligsprechung in Olmütz, als er „ihr hochherziges Engagement im caritativen und pflegerischen Bereich“ hervorhob, „besonders an der Seite der Kranken, die Zdislava mit solcher Liebe und Güte umsorgte, daß sie auch heute noch als Heilerin angerufen wird“.

In Nordböhmen war das Andenken an diese große Frau immer lebendig, bei Tschechen ebenso wie bei den Sudetendeutschen. Im Sudetenland ist sie auch begraben, und zwar in Deutsch Gabel, wo im 18. Jahrhundert über ihrem Grab eine wunderbare barocke Kirche errichtet wurde. Sonst aber kannte man diese Frau in Mitteleuropa kaum, die es „verstand, sich selbst zum Geschenk zu machen gemäß dem Worte Jesu: Geben ist seliger als nehmen“ (Johannes Paul II.).

Zdislava stammte aus Mähren, wo sie um das Jahr 1220 geboren wurde. Ihr Vater Přibyslav von Křižanov war Oberstburggraf, d. h. Verwalter des königlichen Schlosses in Brünn, ihre Mutter eine aus Sizilien stammende Hofdame der Königin Kunigunde, der staufischen Gemahlin des Königs Wenzel. Die frommen Eltern stifteten nicht nur das Franziskanerkloster in Brünn, sondern auch das Zisterzienserkloster Saar auf der böhmisch-mährischen Höhe. Ein Chronist dieses Klosters hat uns auch sehr früh die älteste Lebensbeschreibung Zdislavas hinterlassen, die dann durch die sogenannte Reim-Chronik Dalimils ergänzt wurde.

Als 20-jährige heiratete Zdislava den nordböhmisches Ritter Gallus (tschechisch: Havel) von Lämberg (tschechisch Lemberk; ein Name, aus einem deutschen „Löwenberg“ entstanden). Ihrem Gatten schenkte sie vier Kinder, weshalb sie auch als Ehefrau und Patronin der Familien verehrt wird. Sie war aber darüber hinaus eine wahre Mutter der Armen und pflegte selber die Kranken, für die sie in Deutsch Gabel ein Spital errichtete. Schon zu ihren Lebzeiten verbreitete sich ihr Ruf, dass sie Kranke wunderbar geheilt und sogar Tote wieder zum Leben erweckt habe. Für den jungen Dominikanerorden gründete sie mit ihrem Mann in Deutsch Gabel und Turnau Klöster und schloss sich selbst dem Dritten Orden des hl. Dominikus an. Deshalb wird sie auch oft im Dominikanerinnenhabit dargestellt und hat sich später der Predigerorden für ihre Selig- und Heiligsprechung eingesetzt. Zdislava starb bereits im Alter von nur 32 Jahren im Jahre 1252 und wurde in der Gruft der von ihr gestifteten Kirche in Gabel beigesetzt.

Seit ihrem Tode wurde sie in ihrer Heimat als „Frau Zdislava“ verehrt, doch erfolgte erst im Jahre 1907 die Seligsprechung durch Rom. Die Tradition in Deutsch Gabel bezeugt aber die über Jahrhunderte ungebrochene Verehrung. Dies wird durch den ältesten

Bilderzyklus, der dort erhalten ist, bestätigt, sowie durch den barocken Kirchenbau über ihrem Grab. Die Kirche ist zwar dem heiligen Laurentius geweiht, weil damals noch nicht die Seligsprechung erfolgt war, aber in den Augen des Volkes war es die Kirche der hl. Zdislava. Die Kirche entstand nach Plänen des Meisters Lukas von Hildebrand, der als Baumeister des Prinzen Eugen von Savoyen bekannt ist und auch dessen Wiener Schloss Belvedere schuf.

Die Kirche Böhmens hat Zdislava stets in Ehren gehalten und als Fürsprecherin angerufen. Als der bereits 88-jährige Kardinal und Erzbischof von Prag 1987 ein Jahrzehnt der geistlichen Erneuerung für Böhmen und Mähren proklamierte und damit sein Volk in der Zeit der damals herrschenden kommunistischen Kirchenverfolgung auf die tausendste Wiederkehr des Todestages des Prager Märtyrerbischofs Adalbert für das Jahr 1997 vorbereiten wollte, stellte er die Jahre 1988 bis 1997 jeweils unter den Schutz von Heiligen und Seligen, die aus diesem Raum stammen. Das Jahr 1991 war der Familie geweiht und der seligen Zdislava. Deshalb gab es in jenem Jahr besonders viele Wallfahrten zu ihrem Grab. Die Pilger stammten nicht nur aus Böhmen und Mähren, sondern es kamen auch vertriebene Sudetendeutsche aus Österreich und Deutschland. Eine eigene Wallfahrt hielt auch die berühmte böhmische Familie der Waldstein (Wallenstein), deren ältester bekannter Stammvater ein Neffe Zdislavas war.

Ein Großteil der Klöster wurde in der Hussitenzeit vernichtet, nur einige bestanden weiter, wurden aber von Kaiser Joseph I. aufgehoben. Ein neu entstandener Konvent in Leitmeritz fiel 1950 der kommunistischen Kirchenverfolgung zum Opfer. Die Schwestern wurden in Caritasheimen in Moravec interniert und konnten 1990 nach der Wende das Dominikanerkloster im südmährischen Znam beziehen. Im 19. Jahrhundert gründeten Dominikaner in Olmütz eine Kongregation der Dominikanerschwestern der heiligen Zdislava. Ziel der Kongregation war die Erziehung der weiblichen Jugend und die Caritas. 1889 wurde eine Volksschule eröffnet und bald darauf in Repčín ein tschechisches Lehrerinnenseminar. Die Schwestern gaben Unterricht in Schulen und wirkten in Krankenhäusern und Altersheimen, auch unter den tschechischen Auswanderern in Nordamerika. Die Aufhebung aller Orden traf auch diese Kongregation, die erst 1990 wiedererstehen konnte. Heute sind die Schwestern in Olmütz in der bischöflichen Residenz sowie im Priesterseminar tätig, außerdem in Caritas-Heimen in Braunau und Kaaden. Daneben besteht auch das Säkularinstitut „Werk der hl. Zdislava“ in Staab und Holleischen im Egerland.

Rudolf Grulich

Piaristenschriftsteller in Böhmen und Mähren

Ein großer und bedeutender Orden, der in unserer alten Heimat einst neben den Jesuiten der wichtigste Schulorden im 17. und 18. Jahrhundert war, ist während der kommunistischen Verfolgung in Böhmen und Mähren verschwunden und im Gegensatz zur Slowakei nach der Wende 1989 in den böhmischen Ländern auch nicht mehr wiedererstanden: Die Piaristen.

Der Orden der „armen Kleriker von den frommen Schulen“ wurde begründet vom hl. Joseph von Calasanz († 1648) in Rom zur unentgeltlichen Unterrichtung und Erziehung der Jugend. Deshalb heißen seine Mitglieder in manchen Ländern auch Calasantiner. Bei uns hat sich der Name Piaristen eingebürgert, der in der lateinischen Ordensabkürzung SchP (Scholarum Piarum) auftaucht.

Die ersten Piaristen wurden bereits 1631 noch zu Lebzeiten des Ordensgründers vom Olmützer Fürstbischof Franz Kardinal Dietrichstein in seinen Familienbesitz Nikolsburg in Südmähren berufen. Der Kardinal hatte den Ordensgründer während seiner römischen Studienzeit persönlich kennengelernt. Die Durchführung dieser Stiftung übertrug er seinem aus Antwerpen stammenden rührigen Weihbischof Johannes Gramay.

Nikolsburg war die erste Piaristenniederlassung nördlich der Alpen. Von diesem Hauptsitz verbreitete sich der Orden schnell in Polen, Böhmen, Österreich und Deutschland. Die Niederlassungen waren in der Provincia Germanica zusammengefasst. 1722 wurde davon die polnische Provinz abgezweigt, 1751 erfolgte eine weitere Teilung in eine böhmisch-mährisch-schlesische und eine österreichische Provinz; 1761 wurden die rheinisch-schwäbischen Häuser selbständig. Das böhmische Provinzialat übersiedelte erst 1856 von Nikolsburg nach Prag. 1950 verfielen auch die letzten Piaristen der allgemeinen Unterdrückung der Orden durch das kommunistische Regime. Die letzten tschechischen Piaristen erlebten die Wiederezulassung der Orden 1990 nicht mehr. In der Slowakei erstand der Orden neu, nicht aber in der Tschechischen Republik.

Förderer der Piaristen und Stifter ihrer Klöster und Kollegien waren im 17. Jahrhundert Bischöfe und Adelige; im 18. Jahrhundert trat in steigendem Maße das wohlhabende Bürgertum an deren Stelle. Vereinzelt kam es noch im 19. Jahrhundert zu (kurzlebigen) Neugründungen. Insgesamt gab es in Böhmen-Mähren 36 Kollegien. Neben dem Hauptsitz und Studienzentrum Nikolsburg kamen dem Noviziat in Leipzig, der Musikschule in Kremsier und dem höheren Studium in Leitomischl besondere Bedeutung zu.

Das geistlich-seelsorgliche Wirken war ebenso bedeutsam wie das Schulwesen mit Schultheater und Musikpflege. Es überrascht nicht, dass am Anfang das italienische Element vorherrschend war; es äußert sich in der Architektur, in der Musik und im marianischen Kult. So wurden das Gnadenbild von Loreto und die Madonna von Tusculum besonders verehrt. Die Haupttätigkeit der Piaristen bildete der Schulunterricht in Elementar- und Lateinschulen und das Philosophie- und Theologiestudium für den Ordensnachwuchs. Der Rekatolisierungsplan der Gegenreformation in den böhmischen Ländern verlangte auch den Einsatz in der Seelsorge. Das Wirken im Volke erforderte Sprachkenntnisse, so auch die Pflege des Tschechischen. Während beim Schultheater die Jesuiten vorangingen, fand die Vokal- und Instrumentalmusikkultur bei den Piaristen größere Aufmerksamkeit. Besonders ihre Weihnachtsmusik erzielte eine breite Wirkung und regte die allgemeine Entwicklung musikalischen Schaffens an. Naturwissenschaften und Historiographie wurden bei den Piaristen im 18. Jahrhundert intensiver gepflegt als bei den Jesuiten.

Als Schulorden überlebten die Piaristen die josephinische Klosteraufhebung, zum Teil beerbten sie sogar die Schulen der Jesuiten nach deren Ordensaufhebung. Allerdings mussten sie die staatliche Schulordnung Josephs II. übernehmen, die von einem Piaristen entworfen worden war. Dadurch wurde der ursprüngliche Auftrag der „frommen Schulen“ stark verwässert. Das 19. Jahrhundert sah die Krise und den Verfall der Piaristen in den böhmischen Ländern. Die Ursache war nicht nur die erzwungene Übernahme der staatlichen Schulordnung, auch die Ausbildung der Lehrer an den staatlichen Hochschulen lockerte das Leben in den Kommunitäten, hinzu kam die Verarmung der Häuser infolge der Geldentwertung durch den Staatsbankrott von 1811. Der Personalstand schrumpfte. Nicht zuletzt führte der Zeitgeist der Aufklärung zu persönlichen Konflikten hochbegabter Mitglieder, es gab Austritte aus dem Orden und nicht alle schieden im Frieden. Bischöfliche Visitationsberichte wie der von Kardinal Schwarzenberg zeigen, dass es leider Auflösungserscheinungen und Verfall der alten Ordensdisziplin gab.

Häuser und Klöster der Piaristen,
die bis 1945 existierten, waren:

Nikolsburg (1631)
Straßnitz (1633)
Leitomischl (1640)
Jung-Bunzlau, Beneschau (1704),
Prag (1752)
Nepomuk (1867).

Häuser, die einst bestanden,
aber aufgelöst werden mussten, waren:

Leipnik, 1634 bis 1884
Kromau, 1637 bis 1658
Schlan, 1658 bis 1887
Schlackenwerth, 1660 bis 1877
Kremsier, 1687 bis 1879
Altwasser, 1690 bis 1921
Freiberg, 1694 bis 1875
Reichenau, 1724 bis 1918
Weißwasser (bei Freiwaldau), 1724 bis 1918
Freudenthal, 1731 bis um die Wende des 20. Jahrhunderts
Auspitz, 1757 bis 1866
Brandeis, 1759 bis 1919
Gaya 1759 bis 1888
Budweis, 1762 bis 1871
Haida, 1763 bis 1870
Mährisch-Trübau, 1765 bis 1833
Brüx, 1768 bis 1868
Beraun, 1773 bis 1868
Reichenberg, 1837 bis 1844.

Die letzten tschechischen Piaristen starben nach 1950 im Kerker oder nach ihrer Freilassung. 1989 konnte nach der Wende der Orden nur in der Slowakei wiedererstehen. In der Tschechischen Republik hingegen gab es keine Piaristen mehr.

Berühmte Piaristenschüler waren der Komponist F. X. Brixi, der Staatswissenschaftler J. Sonnenfels und der Sozialphilosoph M. Klacel, aber auch K. H. Seibt, B. Bolzano, A. Günther, F. Mauthner, E. Mach und die Schriftsteller R. M. Rilke, F. Kafka, M. Brod und F. Werfel. In Prag war die Hl. Kreuzkirche am Graben, ein Empire-Saalbau des Architekten G. Fischer, die Schulkirche des Piaristenkollegiums, das in seinem anliegenden Rokokobau untergebracht war. Max Brod schreibt über die Schule: „Geistliche Herren unterrichteten dort, die zumeist aus tschechischen Landbezirken stammten, jedoch die deutsche Sprache tadellos beherrschten ... es waren selbstlose prachtvolle Menschen.“ Rilke hatte wie Werfel die Volksschule der Piaristen besucht, denen Werfel ein Gedicht über seinen ersten Schultag widmete.

Heute ist der Orden zwar in Tschechien verschwunden, aber in vielen Städten bewahren Kirchen und Kollegiengebäude die Erinnerung an seine Glanzzeit, in Leitomischl ebenso wie in Altwasser oder Nikolsburg. Im Schönhengstgau und in seiner im 18. Jahrhundert

noch deutschen Nachbarschaft hatte der Orden Kollegien in Mährisch Trübau und Leitomischl. Letzteres wurde bereits 1640 von Gräfin Herula Frebronis von Pernstein gegründet, das Kolleg in Mährisch Trübau 1755 von Senator Georg Zecha.

Unter den Piaristenschriftstellern im Schönhengstgau ist der Landskroner Josef Pomorzkanz zu nennen, der 1650 geboren wurde und bei seinem Ordenseintritt 1668 den Ordensnamen Athanasius vom hl. Josef erhielt. Als er 1711 in Leitomischl starb, hinterließ er eine Reihe von Werken, die zumeist als lateinische Manuskripte im Archiv des Kollegs Nikolsburg liegen oder auch im Generalarchiv des Ordens in Rom. Darunter sind astronomische Werke wie eine *Theorie der Bewegung von Sonne und Mond*, verschiedene Tabellen über den Lauf der Planeten, aber auch Chroniken der Ordenshäuser in Mähren.

Aus Zwittau stammte Johann Tomaschek, geboren 1733. Er trat 1754 bei den Piaristen ein und legte unter dem Ordensnamen Johannes Chrysostomus vom hl. Thomas 1756 in Leipnik seine Gelübde ab. Wir kennen nicht sein Todesjahr, nur sein 1791 in Brünn gedrucktes Werk *Methodische Rechenkunst oder ordentlicher Lehrvortrag gut und kurz zu rechnen*.

Unter den bekannten Schriftstellern aus dem Orden ist auch ein Franz Nikolaus Voigt, der am 17. Mai 1733 in Oberleutensdorf geboren wurde und bei seinem Ordenseintritt den Namen Adactus Josef Calasantius vom hl. Germanus erhielt. Er legte seine Gelübde in Leipnik ab und starb am 18. Oktober 1787 in Nikolsburg. Unter seinen Werken fallen viele numismatische Studien auf wie *die vierbändige Beschreibung der bisher bekannten Böhmisches Münzen*, erschienen zwischen 1771 und 1777 in Prag, oder *Schau- und Gedenkmünzen, welche unter der glorwürdigen Regierung der Kaiserin Maria Theresia geprägt worden sind* (Wien 1782). Er gab aber auch *Abbildungen Böhmischer und Mährischer Gelehrten und Künstler* heraus, mit lateinischem Text und auch in einer deutschen Ausgabe. Von ihm stammt außerdem eine *Untersuchung über die Einführung, den Gebrauch und die Abänderung der Buchstaben und des Schreibens in Böhmen* (Prag 1775) und *Uiber den Gebrauch der Volkssprache beim öffentlichen Gottesdienst* (Wien 1783). In den *Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen* finden wir von ihm Artikel über den Kalender bei den Slawen und über böhmische Mäzene. Er schrieb auch eine zweibändige Geschichte der Universität Prag, und gab die Disputation des Hilarius von Leitmeritz mit Johannes von Rokytzan heraus. Wie weit sein wissenschaftliches und volksbildnerisches Interesse war, zeigen Titel wie *Uiber den Geist der Böhmisches Gesetze* oder *Untersuchung von dem Alterthume und Gebrauche des Kirchen-*

gesanges in Böhmen. Im Kolleg in Leitomischl sind Predigten von ihm gedruckt worden z.B. über die Unbefleckte Empfängnis, über den hl. Thomas von Aquin oder über den hl. Patrick von Irland. Im Archiv des Klosters Nikolsburg liegt im Manuskript der fünfte Teil seiner Beschreibung der böhmischen Münzen und eine *Geschichte der Juden in Böhmen*. Ordenshistoriker verweisen auf Mitarbeit an den *Prager Nachrichten*, an der *Neuen Literatur* und an den *Gelehrten Periodischen Blättern*.

Unter den vielen Schriftstellern aus dem Orden ist auch ein Reichenberger zu nennen: Franz Michael Leubner. Er wurde am 2. Oktober 1712 geboren und trat 1733 in den Orden ein, wo er den Ordensnamen Hilarius von der Mutter der Barmherzigkeit erhielt. Seine feierlichen Gelübde legte er in Leipnik ab. Er starb 1796 in Haida. Pater Hilarius befasste sich in seiner Lehrtätigkeit mit literarischen Themen. Die meisten seiner Werke liegen im Archiv des ehemaligen Kollegs in Nikolsburg. Darunter sind unter den deutschen Schriften solche Titel zu nennen wie *Authentische Abhandlung über die Frage: ob jede Geld-Summe mit lauter Dukaten könne entsetzt werden* oder *Auszug einiger bewährten arithmetischen Hausmittel* oder die sogenannte *wälsche Practica*, aber auch eine *Poetische Theologie* in lateinischer Sprache *Theologia Poetica seu Mythologia fere universa* in fünf Büchern.

Unter den Piaristen aus dem Egerland ist der älteste der uns bekannten Autoren Adam Büttner, der am 19. September 1664 in Schlackenwerth geboren wurde und 1682 in den Orden eintrat, also zwei Jahre nach der Gründung des Kollegs in seiner Heimatstadt. Er erhielt den Ordensnamen Philippus vom hl. Jakobus und starb 1729 in Kremsier. Pater Philipp verfasste eine Reihe von Werken in lateinischer Sprache wie Predigten für alle Sonntage des Kirchenjahres, die 1726 in Wien gedruckt wurden: *Conciones super omnes totius Anni dominicas*. Andere seiner Predigtbücher erschienen 1725 in Nikolsburg und Augsburg 1726. Außerdem gab er in Augsburg und Graz eine Sammlung mit Texten der Kirchenväter heraus und hinterließ im Manuskript einen Katalog der bischöflichen Bibliothek in Kremsier.

Sein fünf Jahre jüngerer, 1669 geborener Landsmann Johann Paul Karl Sparingier wurde bereits 1685 mit sechzehn Jahren Piarist unter dem Namen Medardus vom hl. Prokop. Seine feierlichen Gelübde legte er in Leipnik ab. Er starb 1737 in seiner Vaterstadt Schlackenwerth. Er gehört zu den Patres, die regelmäßig Schuldramen für die Schulveranstaltungen schrieben und verfasste u. a. ein *Drama vom ägyptischen Josef*, das im Druck erschien. Die Ordenshistoriker berichten von ihm, dass er sehr viele solche Dramen als Manuskripte

in verschiedenen Ordenshäusern, aber auch im Generalarchiv in Rom hinterließ. Es wäre eine Aufgabe für den Arbeitskreis Egerländer Kulturschaffender, in den böhmisch-mährischen Ordensarchiven und in Rom diese Texte sicherzustellen.

Der 1671 geborene Schlackenwerther Johann Lihl hieß nach seinem Ordenseintritt 1690 Johannes vom hl. Christophorus. Er starb 1747 im österreichischen Kolleg Horn. In Wildberg erlebte seine lateinische Grammatik 1733 und 1738 zwei Auflagen: *Primordia Latinitatis ex Grammaticorum libris et manuscriptis desumpta*.

Auch aus Gebieten Schlesiens, die kirchlich zu Olmütz gehörten, finden wir einige Piaristenschriftsteller. Aus Leobschütz stammte Johann Anton Franz Hoffmann, der am 17. Oktober 1700 geboren wurde und am 19. Oktober 1719 in den Orden eintrat, wo er den Namen Donatus von der Verklärung des Herrn erhielt. Die Gelübde legte er in Leipnik ab. Er starb am 15. April 1783 „in domo Francavillensi“. Er schrieb zahlreiche Werke in lateinischer und deutscher Sprache und übersetzte aus dem Französischen und Italienischen. 1752 erschien in Kempten sein *Leben des seligen Josephi Calasantii, Stifters der Frommen Schulen*, 1755 in München die Lobrede auf dem heiligen Caietanus, Stifter des Theatiner Ordens. Weitere religiöse Werke von ihm sind die Dreytägige Gemütsversammlung über die Worte des Heiligen Apostels Pauli GALAT V, 25: Si spiritu vivimus, spiritu et ambulemus (Günzburg 1757; 1766), eine Kleine Tugend-schule des kleinen Jesu Christi (Kempten 1760, 2. Auflage ohne Jahresangabe) und das Buch Kurzer Begriff Biblischer Geschichten des alten und des neuen Bundes“ (Kempten 1767). Unter seinen lateinischen Werken finden wir ein Handbuch der Philosophie für junge Leute (Rastatt 1759), eine vierbändige Einführung in die Philosophie (Rastatt 1749, Augsburg 1760, Lindau 1768), eine Moralthologie, aber auch allgemeine Erklärungen der christlichen Lehre und literarische Werke. Seine Übersetzungen verschiedener geistlicher Autoren erlebten zum Teil mehrere Auflagen wie Unterricht, wie man innerlich und vertraulich mit Gott umgehen möge, aus dem Französischen übersetzt (Karlsruhe 1759), *Leben der ersten XII Piaristen aus dem Wälschen übersetzt* (Kempten 1767), *Von der Gegenwart Gottes, aus dem Französischen übersetzt* (Augsburg 1779).

Von Pater Hippolyt vom hl. Joseph kennen wir nur den Familiennamen Schwartzner, nicht seinen Taufnamen. Er ist nach den Ordensquellen am 19. März 1722 in Katscher geboren, wurde 1742 eingekleidet und starb am 7. Oktober in Chelm in der polnischen Provinz des Ordens. 1745 wurde bereits von ihm eine in Latein verfasste deutsche Grammatik in Warschau gedruckt: *Grammatica germanica brevis et artificiosa*.

Rudolf Grulich

Unser Bücherangebot

Arnold Spruck, „**Wurzeln und Wege. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda**“. 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben**. 336 Seiten, EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

Zur Seligsprechung von P. Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten, EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 3: Hermann Heinisch, „Dort auch bist ja Du mir nahe“. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 Seiten, EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche, **„Wohin soll ich mich wenden?“ Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz**, 2017. 192 Seiten, EUR 9,80.